

Lernen in Halle 180: Umnutzung

Martin Tschanz im Gespräch mit Momoyo Kaijima und Grégoire Farquet

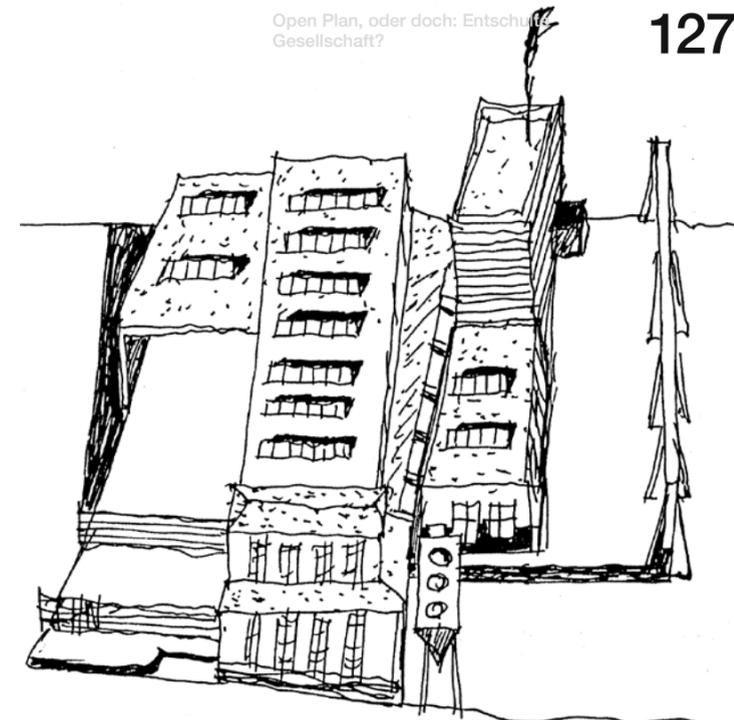
A7 Lernen in Halle 180: Umnutzung einer ehemaligen Fabrikhalle Martin Tschanz

Martin Tschanz ist Dozent für Theorie und Geschichte der Architektur an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) in Winterthur. Momoyo Kaijima und Grégoire Farquet trafen ihn in der Halle 180, einer ehemaligen Kesselschmiede von 1924, in der heute das Departement Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen der ZHAW untergebracht ist. Ursprünglich sollte das Gebäude nur temporär angemietet werden, doch mit der 1991 realisierten Sanierung durch die Büros Mäder+Mächler Architekten und Eppler Maraini Schoop entstand ein außergewöhnlicher Lernraum, der bis heute genutzt wird.

MOMOYO KAIJIMA: Du unterrichtest seit vielen Jahren an der ZHAW und bist deshalb mit der Geschichte der Halle 180 vertraut. Was war das für ein Ort und wie kam es dazu, dass das Departement Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen dort einzog?

MARTIN TSCHANZ: Die Umnutzung der Halle 180 begann im Jahr 1990, als Stephan Mäder – der damalige Vorsteher der Architekturabteilung der Technikum Winterthur Ingenieurschule (die später Teil der ZHAW wurde) – angefragt wurde, die ehemalige Kesselschmiede der Sulzer AG für die Feierlichkeiten zum 700. Jahrestag der Eidgenossenschaft temporär umzubauen. Zu diesem Zeitpunkt war das Schicksal des erst seit Kurzem leerstehenden, insgesamt 22 Hektar großen Sulzer-Komplexes mitten in Winterthur noch ungewiss. Am Technikum Winterthur hatte man bereits zuvor in verschiedenen Semesterarbeiten untersucht, ob sich die unter Raumnot leidende Schule nicht in den ehemaligen Industriehallen

einer erweitern könnte. Nun bot sich ein Anlass, diese Idee zu konkretisieren. Von den Lehrkräften wurde das begeistert aufgenommen und auch die kantonale Verwaltung unterstützte das Vorhaben. Nach Abgabe der ersten Studien, die Mäder zusammen mit Studierenden des Departements erarbeitet hatte, stimmte der Sulzer-Konzern der Finanzierung des Hallenumbaus zu und bot der Schule einen zunächst auf fünf Jahre befristeten Mietvertrag. Der Entwurf für den Umbau kam von Mäder+Mächler Architekten sowie Eppler Maraini Schoop und wurde binnen kürzester Zeit Ende 1991 umgesetzt. Wenngleich der provisorische Mietvertrag immer wieder verlängert wurde, blieb lange offen, ob die Schule dauerhaft bleiben kann. Über die Jahre erweiterte sich die Schule schrittweise in die benachbarten Hallen. Seit der Stilllegung des dortigen Betriebs und der Reorganisation des Sulzer-Konzerns wechselten die Eigentümer des Industriegebiets mehrfach. Aktuelle Eigentümerin des 50.000 Quadratmeter großen Lagerareals, auf dem die ungenutzten Hallen stehen, ist die Stiftung Abendrot, eine Pensionskasse, die an langfristigen, gesellschaftlich nachhaltigen Veränderungen interessiert ist. Mit diesem Partner konnte die Schule ihren Standort sichern und weiter ausbauen. Unmittelbar neben den Hallen der Archi-



← 1 Blick vom Gleisfeld auf die Halle 180

↗ 2 Entwurfsskizze von Stephan Mäder

ehemaligen Fabrikhalle



← 3
Blick auf die Arbeitsplätze der ersten Galerieebene



A1

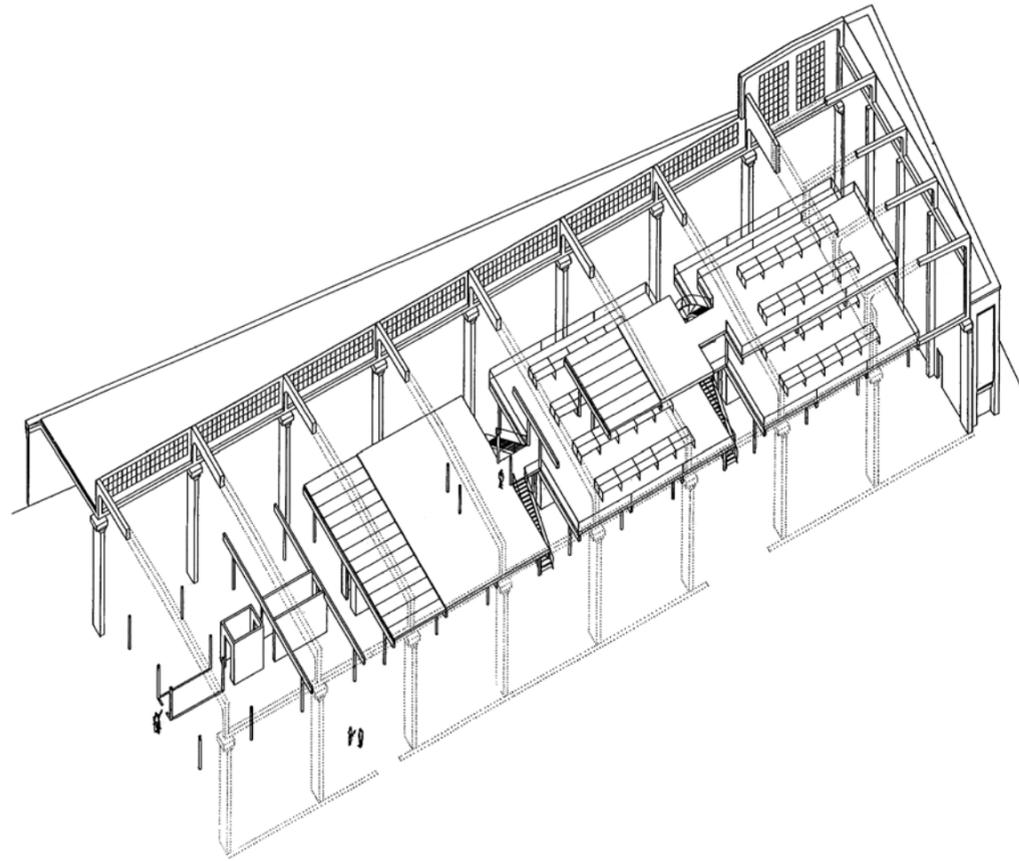
4
Axonometrische Darstellung des inner-räumlichen Ausbaus im vorderen Teil der ehemaligen Industriehalle. Eine eingestellte und von den Außenwänden abgesetzte Stahlkonstruktion trägt vier Plattformen, auf denen sich die studentischen Arbeitsplätze über zwei übereinanderliegende Ebenen verteilen. Die Arbeitsplätze der Mitarbeitenden, die Institute, Sammlungen und die Bibliothek befinden sich darunter. Der Ausbau des hinteren Hallenabschnitts erfolgte im Jahr 1997.

- 5
Grundriss Erdgeschoss
- 6
Grundriss 1. Galeriegeschoss
- 7
Grundriss 2. Galeriegeschoss

Martin Tschanz

A2

A3

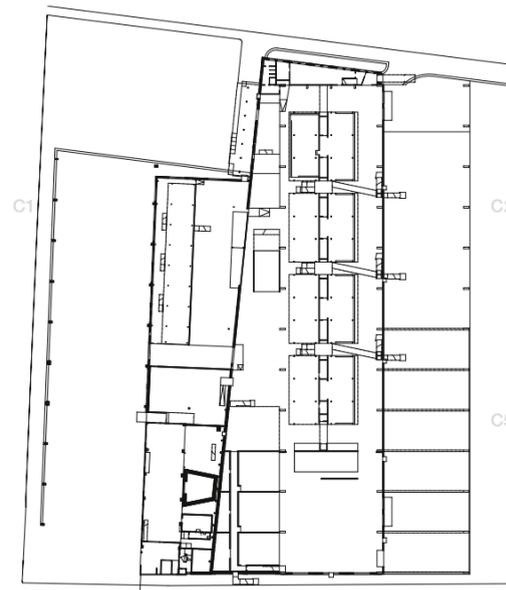


B4

B7

B8

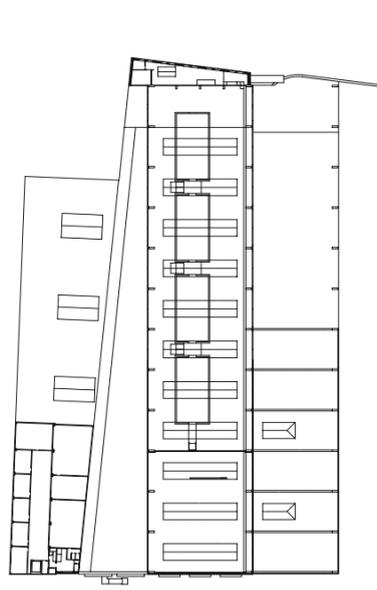
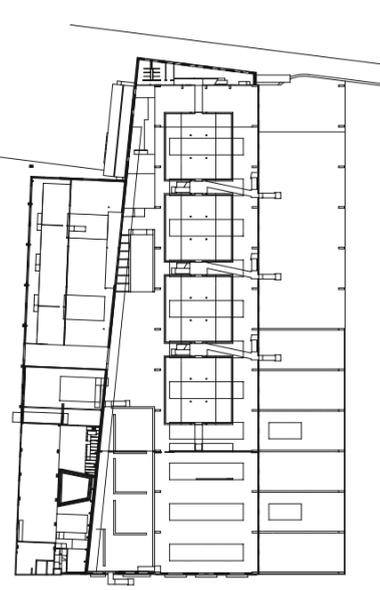
B9



C7

C8

C9



A1

tekturfakultät entstand ein Neubau für den Studiengang Bauingenieurwesen, in dem darüber hinaus auch Alterswohnungen und ein Laden untergebracht sind.

Die ursprüngliche Gestaltung der Halle 180 ist eher rational als funktional. Sie umfasst eine Reihe ineinandergreifender Plattformen auf einer eingestellten Stahlkonstruktion, die frei im Raum steht. Damit sollte der Eingriff so gering wie möglich gehalten werden, um sehr viel der ursprünglichen Raumqualität zu erhalten. Die Räume sind funktional kaum determiniert, und trotzdem ist das Bauprogramm sehr klar: Das Erdgeschoss bildet mit einer kleinen Bibliothek, den durch Vorhänge abtrennbaren Vortragssälen und den Arbeitsplätzen für die Mitarbeitenden das Fundament der Schule. Das ist auch heute noch so, obwohl die Forscher*innen in größere und ruhigere Räume umgezogen sind. Die Plattformen darüber stehen den Studierenden als Arbeitsplätze sowohl für Einzel- als auch Gemeinschaftsarbeit zur Verfügung. Sie sind vollständig offen und räumlich wie visuell miteinander verbunden. Im Erdgeschoss dient der große offene Raum auf der einen Seite der Halle als Foyer, als Ort, an dem die Kritiken stattfinden, und auch als Ausstellungsraum. Die Offenheit der Vorlesungsräume wird nicht immer als ideal empfunden, denn wer dort unterrichtet, hält seinen Unterricht praktisch in der Öffentlichkeit. Manche schreckt das ab, aber ich persönlich mag es sehr, denn damit realisiert sich die Idee eines wirklich offenen und interdisziplinären akademischen Austauschs. In den verschiedenen Erweiterungen kamen kleinere, eher geschlossene Seminarräume hinzu.

GRÉGOIRE FARQUET: Seit dem Einzug der ZHAW 1991 wurde das Gebäude immer wieder umgebaut und erweitert, wobei es sich bei allen Änderungen aufgrund des befristeten Mietvertrags mehr oder weniger um temporäre Lösungen handelt. Planer*innen denken bei der Gestaltung von temporären Bauten anders. In manchen Fällen kann, meiner Ansicht nach, so eine besondere Raumqualität entstehen. Die zeitliche Begrenzung ermutigt häufig zu kreativeren informellen Nutzungen. Trifft das auch auf die Halle 180 zu?

MARTIN TSCHANZ: Das scheinbar Unfertige dieses Raumes ist definitiv etwas, das zu kreativen Nutzungen ermuntert. Die neue Gestaltung ist sehr klar und rational, und trotzdem ansprechend und anregend. Zwei Geschosse als Plattformen in der Mitte einer riesigen Halle: In dieser Schlichtheit zeigt sich sehr deutlich eine bestimmte pädagogische Vision. Der Raum ist komplett offen und transparent, zugleich sind da aber auch viele unterschiedliche Bereiche und kleine, eher zurückhaltende Schwellen, die eine Vielzahl von Aktivitäten unter einem Dach erlauben. Außerdem darf man nicht vergessen, dass das Temporäre dieses Projekts von der soliden und für eine lange Dauer angelegten Bauweise des Originalgebäudes gefasst ist, das bereits eine lange und ereignisreiche Geschichte hinter sich hat. Der eigentlich nüchterne Bau, in dem die Kesselschmiede untergebracht war, besitzt sogar eine gewisse Ornamentik. Und die Wände und die Oberflächen der Materialien erzählen von der vielfältigen und einst harten Arbeit in dem Gebäude, aber auch von den vielen Diskussionen, dem Testen von Prototypen usw.

C1

C7

A2

GRÉGOIRE FARQUET: Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal sagten einmal, dass sie bei der Planung der neuen École Nationale Supérieure d'Architecture de Nantes auch von dieser Schule inspiriert worden seien. Ein Grundprinzip zieht sich durch alle ihre Arbeiten, nämlich das Integrieren von funktional nicht determiniertem Raum. Wenn es nach Lacaton & Vassal ginge, sollten idealerweise immer 50 Prozent des Raums vom Bauprogramm belegt werden und 50 Prozent nutzungsöffener Raum sein. Diesen können die Nutzer*innen sich dann so, wie es ihnen am besten passt, kreativ aneignen. Sie sprechen davon, Druck vom Raumprogramm zu nehmen (siehe das Interview mit Anne Lacaton in dieser Ausgabe). Natürlich gibt es in der Realität dann zahllose Einschränkungen: Das Budget ist eine davon, die Arbeit mit einem bestehenden Gebäude ist eine andere. Wie beurteilst du diese Strategie?

MARTIN TSCHANZ: Architekt*innen lassen die Zuordnung von Räumen ganz gerne offen, weil sie flexible, freie Räume mögen, aber die Verwalter*innen von Immobilien sehen das anders. Sie wollen alles ganz genau festlegen. Sie wollen bei jedem Raum wissen, was dort geschieht, wie viele Menschen drin sind, was diese tun, welches Mobiliar dort steht usw. Die Aushandlung eines Raumes, dessen Funktion nicht vorab festgelegt ist, gestaltet sich schwierig. Die Halle 180 bildet hier eine ganz besondere Ausnahme, denn fast der gesamte Raum ist freier Raum. In sehr vielen Bereichen ist die Belegung nicht genau festgelegt, was den Nutzer*innen ein starkes Gefühl von Freiheit vermittelt.

GRÉGOIRE FARQUET: Gibt es deswegen Auseinandersetzungen mit der Universitätsverwaltung? In Universitäten ist gewöhnlich jeder Quadratmeter irgendjemandem zugeordnet: dem wissenschaftlichen Dienst, der Verwaltung, den Fakultäten usw.

MARTIN TSCHANZ: Ihr könnt euch nicht vorstellen, welche Kämpfe hier ausgefochten werden, aber wir finden am Ende immer einen Kompromiss.

MOMOYO KAIJIMA: Wie sind die Pflege und der Unterhalt des Raums organisiert? Gibt es viele Regeln hinsichtlich Lärm und Ordnung, oder regeln das die Nutzer*innen unter sich?

MARTIN TSCHANZ: Es ist eine Mischung aus beidem. Die Studierenden haben recht viele Freiheiten, es gibt so eine Art gegenseitiger Kontrolle, aber wir haben auch einen wirklich guten Hausmeister, er ist echt tough und hat Nerven wie Drahtseile!

GRÉGOIRE FARQUET: Neben der Hausverwaltung gibt es noch jemanden, der keine großen, funktional nicht zugewiesenen Räume mag: die Feuerwehr. Hattet ihr jemals Probleme mit ihr?

MARTIN TSCHANZ: Soweit ich weiß, gab es bei der großen Halle, die als Kopf an die Halle 180 anschließt, Probleme. Bei Veranstaltungen muss dort die Anzahl der Menschen im Auge behalten werden. Beim Rest des Gebäudes wurde eigentlich erstaunlich wenig beanstandet. Es gibt viele Ausgänge, die direkt ins Freie führen. Entscheidend für die Feuerwehr war, dass die Plattformen genügend Notausgänge haben, was durch den Einbau von drei Stegen gewährleistet wurde, die jeweils direkt ins Freie zu Nottreppen führen. Es ist allerdings ein beständiger Kampf mit den Studierenden, die Fluchtwege und Notausgänge zu jeder Tages- und Nachtzeit freizuhalten.

GRÉGOIRE FARQUET: Wenn alle Lehraktivitäten unter einem Dach stattfinden, fördert dies sehr stark die Interaktion zwischen den Nutzer*innen, nicht nur den Studierenden, sondern auch zwischen den Lehrkräften. Dieser riesige offene Raum hat auch das Potential, das in vielen Schulen typische hierarchische Denken zu überwinden. Würdest du dem zustimmen?



A1 MARTIN TSCHANZ: Ja, der Raum bietet zahllose Möglichkeiten für Begegnungen. Wenn man ein Seminar hält, bleiben die vorbeilaufenden Leute manchmal stehen und hören zu. Auf diese Weise bekommen alle mit, an welchen Themen die anderen Lehrstühle arbeiten. An der ZHAW haben die Lehrkräfte keine Assistent*innen, was weniger dem Raum als vielmehr der Organisation der Fakultät geschuldet ist. Entwurfsklassen werden von den Lehrkräften in Zweierteams abgehalten. Die Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden ist hier also sehr direkt und in diesem Punkt ergänzen sich die räumliche Anlage und die Organisation der Fakultät sehr gut.

A4 MOMOYO KAIJIMA: Bei einer solch horizontalen Organisation der Lehre lernen die Studierenden, so würde ich vermuten, auch sehr viel voneinander.

Martin Tschanz MARTIN TSCHANZ: Das ist ein wesentlicher Punkt. Die unteren Semester werden beständig mit den Arbeiten der höheren Semester konfrontiert. Durch die offenen Plattformen sehen die Jüngeren alles: wie die älteren Studierenden die Teamarbeit organisieren, welche Zeichnungen sie anfertigen, welche Modelle sie bauen usw. Wenn alles optimal läuft, liefern die Arbeiten der höheren Semester den jüngeren viel Inspiration. Die Schule bietet auch viel Unterstützung bei der Entwicklung eines sozialen Zusammenhalts zwischen den Studierenden der verschiedenen Semester. So gibt es zum Beispiel den sogenannten Langen Tisch: Dabei organisieren die Studierenden des ersten Studienjahrs einen großen Empfang mit einem Abendessen für alle. Solche Zusammenkünfte sind aber nur möglich, weil die räumlichen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Man darf nicht vergessen, dass die Erfahrungen an der Universität sich nicht nur auf das Lernen eines Themas beschränken, sondern dass es auch um Soft Skills geht. Diese Fähigkeiten sind zweifellos Kernelemente, die es zu erlernen gilt, und einige von ihnen schwinden leider durch die pandemiebedingten Einschränkungen dahin.

B1 MOMOYO KAIJIMA: Soft Skills sind von fundamentaler Bedeutung für die Architekturlehre, denn Architektur wird nie von einem einzelnen Menschen alleine entschieden. Bei jedem Entwurf kommen unterschiedliche Meinungen zusammen, und dann muss eine gemeinsame Lösung gefunden werden. Würde jeder alleine für sich im stillen Kämmerlein vor sich hin arbeiten, wäre das nicht hilfreich. Große gemeinsame Räume wie die Halle 180 sind ein Katalysator für gemeinschaftliches Denken. Hier können einzelne Ideen zusammenkommen, und darin können alle frei und offen denken. Und wer eine unkonventionelle Idee hat, muss diese auch in diesem geschützten Rahmen äußern können. Dieses Vertrauen entsteht durch kleine Akte der Partizipation, etwa das Teilen eines Modells, das gemeinsame Anfertigen von Zeichnungen, das Teilen von Arbeitsmaterialien oder eben auch das Kochen füreinander.

MARTIN TSCHANZ: Damit Partizipation überhaupt stattfinden kann, braucht es zunächst einmal einen

→ 8 Mit verglasten Hubtoren im Eingangsbereich öffnet sich die Hochschule zum öffentlichen Vorplatz. Im Sommer dienen diese außerdem zur natürlichen Belüftung.

→ 9 Die Galerien, auf denen Arbeitsplätze für Studierende untergebracht sind, werden über Brücken und Fluchttreppen direkt ins Freie entfluchtet.

A3 passenden Raum. Ein Gemeinschaftsraum muss groß und informell genug sein, damit dort auch ein wirklich freier und emanzipierter Austausch möglich ist. Es sollte ein Raum sein, den sich die Nutzer*innen aneignen können. Diese Ideen sind nicht neu. Sie entstammen der griechischen stoa, die in der Antike als der Ort galt, an dem Ideen ausgetauscht wurden, wo Wissen nicht beim Sitzen am Schreibtisch, sondern durch Begegnung und Konversation produziert wurde. Ich war erstaunt, ganz ähnliche Ideen in Gottfried Sempers Entwurf für das Zentralgebäude der ETH in Zürich aus den späten 1850er-Jahren zu finden. Semper spricht von der Wandelhalle als einem entscheidenden Element des Bauprogramms von Hochschulen.¹

MOMOYO KAIJIMA: Sempers Vision für die ETH, auch in Bezug auf die Leitgedanken zur Gründung der Schweiz, ist spannend. Die Schweiz ist ein Zusammenschluss mehrerer kleiner Regionalmächte, die ein engmaschiges System des Austausches etabliert hatten, bis sie sich schließlich zur Eidgenossenschaft zusammenschlossen. Ich glaube, dieser Prozess spiegelt sich in der Organisation der ETH und ihrer verschiedenen Departements sehr gut wider. In Japan wurden viele Universitäten und öffentliche Schulen nach der Meiji-Restauration gegründet, mit der die fragmentierte Verwaltungsstruktur der Edo-Periode beendet und Japan ein zentralisierter moderner Nationalstaat wurde. War Sempers Arbeit auch Teil eines ähnlichen Prozesses der Nationenbildung?

MARTIN TSCHANZ: Dass die Idee der Nationenbildung für Semper beim Entwurf des Hauptgebäudes der ETH wichtig war, lässt sich nicht anhand von Quellen belegen. Aber in der Rückschau ist es vielleicht kein Zufall, dass das Bauprogramm so kompliziert war: In dem Gebäude musste sowohl die bestehende kantonale Universität als auch das neue Eidgenössische Polytechnikum untergebracht werden. Aus heutiger Sicht können wir in diesem Bauprogramm leicht einen entscheidenden Schritt beim Aufbau des neuen Staates sehen, aber ich glaube nicht, dass Semper selbst diesen Gedanken vor Augen hatte. Semper fragte sich vielmehr, so vermute ich, wie bringe ich die beiden Schulen zusammen, wie schaffe ich ein Gebäude, das beiden Lehrprogrammen gerecht wird. Er erfand eine sehr spezielle gemeinsame Aula,



A1 und ins Zentrum der ganzen Anlage setzte er den Antikensaal, eine Sammlung von Gipsabgüssen, die beide Schulen verband. Diese Sammlung verknüpfte er dann räumlich mit dem Vestibül und der Haupteinschließung. Das war eine recht bewusste Entscheidung: Zunächst schaute er, wo die Gemeinsamkeiten der Unterrichtsprogramme der beiden Schulen lagen, und dann schuf er die *salle des pas perdus*, die Wandelhalle, um die beiden Lehrkulturen zusammenzuführen.

A4 GRÉGOIRE FARQUET: In deinem Heftchen *Die Halle 180 als Architekturschule* erwähnst du Sempers Vorstellungen von einer idealen Architekturschule. Du schreibst, im „Zentrum seiner Überlegungen stand der Zeichensaal. Er wünschte sich einen einzigen, grossen Raum für alle Klassen, optimal belichtet und allenfalls ‚durch mobile Scheidewände (wenn diese überhaupt nötig scheinen sollten)‘ unterteilbar. Alles andere sollte in unmittelbarer Beziehung dazu angeordnet sein.“² Meiner Ansicht nach ist ein solches Raumkonzept sehr modern. Für Semper scheint die Beschäftigung mit der Frage von Gestaltung und Bauprogramm für eine Architekturhochschule zu einer Lösung mit einem großen zentralen Raum zu führen, in dem Austausch, Dialog

A2 und Diskussionen stattfinden können. In gewisser Weise sind Architekturschulen prototypisch für das Design Thinking, denn sie sind das gebaute Manifest der Art von Ausbildung, die die Schule bietet. Je weiter wir in unseren Forschungen zu Räumen des Lernens vorankommen, desto mehr stellen wir fest, dass die Gebäude, die am interessantesten sind, sehr häufig Architekturschulen sind. Kann man also sagen, dass Architekturschulen prototypisch sind und auch als Inspirationsquelle für andere Fakultäten dienen könnten?

A3 MARTIN TSCHANZ: Diese Frage lässt sich nur schwer beantworten. Für Semper sollte der Zeichensaal das Herz der Architekturschule sein. Er spricht hier vom Lebensmittelpunkt für alle Studierenden, offenbar nicht nur weil sie hier die entscheidenden technischen Fertigkeiten lernen, sondern auch wegen der sozialen Ebene als ein Ort der Begegnung und des gemeinsamen Lernens und Arbeitens. Gemäß seiner Theorie vom Herd als Zentrum eines Gebäudes sollten alle Gebäude eine Art Herz besitzen, einen Wesenskern, der die Grundlage bildet für die ganze Konstruktion darum herum.³ Wenn man zum Beispiel das Hauptgebäude der ETH betrachtet, ist das



A1
 → 10
 Der Eingang der Bereichsbibliothek befindet sich unterhalb der Galerie.

→ 11
 Die zum Gleisfeld gerichtete Südostfassade im hinteren Teil der Halle wurde mit einer zusätzlichen Verglasung versehen.

Martin Tschanz



A1

A2
 Herzstück des Gebäudes die Aula, die Semper als das Sanktuarium der Schule bezeichnet und damit an einen Altar denken lässt. Zum Kern des Gebäudes gehören aber auch die *salle des pas perdus* mit der Antikensammlung.

A4

Die Notwendigkeit eines großen zentralen Raums wird bei Architekturschulen häufig thematisiert, aber auch wenn Architekturfakultäten in gewisser Weise speziell sind, so sind sie doch auch prototypisch. Die Architektur ist ja eine Disziplin, die nicht extrem spezialisiert ist. Sie muss vielmehr sehr viel spezialisiertes Wissen aus anderen Fachgebieten in einem Rahmen, der offen und aufgeschlossen ist, aufnehmen. Das transdisziplinäre Denken, von dem heute überall die Rede ist, war für die Architektur schon immer entscheidend. Bei unserem Departement an der ZHAW wurde die Idee, alle Lehrprogramme unter einem Dach zusammenzufassen, bis an die Grenzen ausgereizt. Dieses eine Dach bringt die Aktivitäten aller Nutzer*innen physisch und symbolisch zusammen. Dieser Ansatz ist faszinierend.

A7

B1

Generell sind Universitäten heute natürlich nicht mehr nur in einem Gebäude untergebracht. Die ZHAW zum Beispiel verteilt sich auf viele Gebäude an unterschiedlichen Standorten. Sie hat überhaupt kein Hauptgebäude, was durchaus ein Problem darstellt. Das Rektorat zum Beispiel befindet sich



A

B

C



A1

A2

A3



A1

A2

A3

in einem normalen Verwaltungsgebäude, an dem nur ein kleines Hinweisschild hängt. Das ist keinesfalls repräsentativ. Natürlich könnte man auch denken, dass man heute solche repräsentativen Räume nicht mehr braucht, aber andererseits fehlt der Schule damit in gewisser Weise eine Heimat. Ein Lehrprogramm, das ganzheitlich und authentisch von einem Gebäude oder von einem Campus repräsentiert wird, trägt zur Entwicklung eines Zusammengehörigkeitsgefühls bei oder steht zumindest dafür. Wobei natürlich eine gewisse Skepsis bei der Vorstellung angebracht ist, Architektur allein habe die Macht, ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu schaffen. Ich bin mir nicht sicher, wie groß der Anteil von Architektur beim Aufbau von Gemeinschaft sein kann. Die Möglichkeiten, die sie hat, sollte man aber immerhin nutzen.

MOMOYO KAIJIMA: Im Gegensatz zu deiner Beschreibung der Situation an der ZHAW besitzt das Hauptgebäude der ETH Symbolcharakter: Es steht etwas oberhalb der Altstadt, auf die seine strenge klassizistische Fassade ausgerichtet ist. Ich glaube, vielen Schulen gefiele ein solcher Repräsentationsgrad, aber Schulen verändern sich, sie brauchen zusätzliche Gebäude für die Verwaltung, die Forschung, die Studierenden usw. Je komplexer eine Institution wird, desto mehr Gebäude sind notwendig. Diese Fragmentierung kann frustrierend sein, aber sie ist eine Realität, mit der wir umgehen müssen. Seit dem Ausbruch der Corona-Pandemie verstärkt sich diese Fragmentierung sogar enorm und nun klafft eine große Lücke zwischen dem Anspruch und den Möglichkeiten von Begegnung und Austausch.

GRÉGOIRE FARQUET: Auch wenn Kurse und Seminare nach der Aufhebung der Corona-Beschränkungen weiterhin online unterrichtet werden könnten, sind Studierende und Lehrkräfte lieber vor Ort. Sie möchten zusammenkommen und wollen soziale Interaktion. Eine Schlussfolgerung daraus wäre, dass es nicht die Seminarräume sind, die eine Universität unbedingt braucht, denn an einem Seminar kann man auch ganz bequem online teilnehmen. Es sind alle diese anderen Räume, die die komplexen sozialen Interaktionen zulassen, die gebraucht werden.

κ 12
Mit dem erst später eingefügten sogenannten „Aquarium“ im Erdgeschoss wurde die Halle 180 nach innen verdichtet. Es handelt sich dabei um einen verglasten Besprechungsraum, der sowohl offen als auch geschlossen genutzt werden kann.

← 13
Durch die Überdachung der ehemaligen Kranbahn zwischen den Industriehallen 180 und 181 entstand ein weitgehend witterungsgeschützter Platz. Dieser wird durch den ArealVerein bespielt, der unter anderem dort einen Sonntagsflohmart organisiert.

MARTIN TSCHANZ: Die Schwierigkeit hier liegt in der Verwendung des Wortes „zusammenkommen“, warum sollen die Menschen zusammenkommen? Dem Informellen liegt die Idee zugrunde, dass das Zusammenkommen nicht geplant ist. Informelle Begegnungen geschehen vor, während oder nach geplanten Aktivitäten. Genau das fehlt im Moment. Hätten Studierende die Wahl, würden sie lieber auf dem Campus weiterstudieren. Keiner möchte nur zuhause lernen. Es ist effizienter, wenn man sich an einem Ort treffen oder direkt die Tutorin, den Tutor nach dem Unterricht persönlich etwas fragen kann. Aber gleichzeitig ist es unvorstellbar, wieder zu der kleinen elitären Universität zurückzukehren, in der es den einen Gemeinschaftsraum als Herzstück des Gebäudes wie Sempers Zeichensaal gibt. Wer wären diese wenigen, die Zutritt zu diesem sehr intimen und klar umgrenzten Gemeinschaftsraum hätten? Universitäten sind komplexe Einrichtungen geworden, und daher müssen sie auch die angemessenen räumlichen Infrastrukturen bieten, die solche Begegnungen auf allen Ebenen ermöglichen, von der Seminargruppe bis zur gesamten Schulfamilie und auch mit den Menschen jenseits des Campus.

B3

B6

B9

C2

C3

C5

C6

C8

1 Zu Sempers Zürcher Hochschulgebäude im Speziellen und zu seinen Vorstellungen von einer idealen Architekturschule vgl. Martin Tschanz: *Die Bauschule am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich*, Zürich 2015
 2 Martin Tschanz: „Die Halle 180 als Architekturschule“, in: ZHAW Department Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen (Hg.): *carte blanche* 85 (Juni 2017), S. 3
 3 Gottfried Semper: *Die vier Elemente der Baukunst – Beitrag zur vergleichenden Baukunde*, Braunschweig 1851, bes. S. 54 ff.; vgl. auch ders.: *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder Praktische Ästhetik. Ein Handbuch für Techniker, Künstler und Kunstfreunde*, Band 2, München 1863, S. 276

A

B

C